

INTERVIEW MIT CHRISTOPH HÄFELI

«Wenn die Soziale Arbeit ihre professionelle Tätigkeit auslagert, macht sie sich selber zu einer Verwaltungsinstanz»

Das Interview führte Dorothee Guggisberg.

Sie waren von 1991 bis 2003 Rektor. Das sind zwölf Jahre, in denen Sie die Schule massgeblich gestaltet haben. Wenn Sie auf diese Zeit zurückschauen, was würden Sie sagen, hat sich verändert seither? Was war positiv, was ist eher negativ herausgekommen? Vielleicht können Sie auch eine Einschätzung abgeben zum heutigen Stand der Schule mit dem Blick von aussen? Zur Gegenwart kann ich nicht so viel sagen. Mit der Geschäftsstelle der KOKES bin ich intensiv und regelmässig in Kontakt, wir tauschen uns häufig aus. Aber das beschränkt sich auf den Kindes- und Erwachsenenschutz, wo ich ja immer noch aktiv bin. Darüber hinaus verfolge ich mit Interesse den Fortgang der gesamten Hochschule Luzern, und ganz besonders natürlich die Entwicklung des Departements Soziale Arbeit. Aber da bin ich heute schon eher weit weg vom Geschehen.

Meine Zeit an der Schule hat bereits 1990 begonnen. Ich bin im August 1990 gewählt worden und habe dann offiziell im März 1991 angefangen. Ich muss vielleicht noch zwei Sätze sagen zu meiner Laufbahn zuvor. Ich habe hier in Luzern, an der damaligen Tagesschule, die Ausbildung gemacht als Sozialarbeiter von 1967 bis 1970 und war dann ein Jahr bei Caritas Schweiz. Als Nächstes führte ich im Aargau knapp zwei Jahre lang eine Jugend- und Familienberatungsstelle. Das war so die Pionierphase der Jugend- und Familienberatung im Aargau, als diese Stellen eröffnet wurden. Ich ging bereits 1972 als Dozent nach Zürich. Dort war ich während elf Jahren vollamtlicher Dozent. Die Zeit in Zürich war sensationell, trotz aller «Krämpfe und Knörze», die wir hatten zwischen den Abteilungen. Es war eine wunderbare Zeit, in der ich als Dozent ganz viele Erfah-

rungen sammeln konnte. Und es war eine intensive Zeit, weil ich daneben noch Jus studierte – neben dem vollen Pensum als Dozent – und das Studium dann auch in der regulären Zeit abgeschlossen habe. Ich habe schon damals leidenschaftlich gerne unterrichtet. Dann aber dachte ich mir: Ich kann nicht die nächsten zwanzig bis dreissig Jahre nur immer diese Bücherweisheiten erzählen. Ich will nochmals in die Praxis. So war ich die nächsten acht Jahre Jugendsekretär und habe ein regionales Jugendamt geleitet. Daneben habe ich immer in Zürich unterrichtet, meist abends oder samstags. Es wurde immer deutlicher: Irgendwann, wenn sich eine Gelegenheit ergibt, gehe ich wieder zurück in die Ausbildung.

Die Gelegenheit kam 1990. Sie hatte ihren Ursprung in einer Krise der Ausbildungen in Sozialer Arbeit auf dem Platz Luzern. Wir hatten vier Schulen hier. Diese kleinen Schulen hatten kaum miteinander zu tun. Es gab angespannte Verhältnisse bis hin zu Feindschaften – alles andere als eine gute Ausgangslage. An der ASL, der damaligen Abendschule für Sozialarbeit, hatte es einen Crash gegeben und der Rektor, mein Vorgänger, war Knall auf Fall weg. Die Praxis hatte gestreikt und sich geweigert, Praktikanten anzustellen, solange der Rektor noch da war. Es war eine massive Geschichte. Es gab an der Schule ein Frauenpower-Team. Diese fünf oder sechs Frauen haben den Rektor in die Wüste geschickt. Eine von ihnen war eine Aargauerin. Ich habe auch die anderen gekannt. Nicht gut, nur flüchtig. Teilweise waren es ehemalige Studentinnen von mir, denn ich hatte eine Zeit lang Gemeinwesenarbeit an dieser Schule unterrichtet. Von hier kam die Anfrage, ob ich an der Nachfolge interessiert sei. Ich habe sofort zugesagt und dachte: Das ist jetzt meine Chance – und es zeichnete sich auch schon die Fachhochschule am Horizont ab. Ich habe damals schon in den Raum gestellt, bei dieser Gelegenheit auch gleich die Schulen zu fusionieren. Denn zum selben Zeitpunkt verliess Jürg Krummenacher die Tagesschule.

War die Idee einer Fusion damals schon Tagesgespräch? 1991 war es noch heikel, das Wort Fusion laut auszusprechen. Aber wir haben sofort Arbeitsgruppen gebildet und intensiv diskutiert, welches der Weg zur Fachhochschule sein könnte. Für mich war klar: Ohne Zusammenschluss geht es nicht. Aber

natürlich, da gab es unterschiedliche Tendenzen und es gab auch Bremser. Es ist normal in solchen Übergangssituationen, dass nicht alle Feuer und Flamme sind. Die Meinungen gingen auch bei der Frage auseinander, wie man zum Fachhochschul-Niveau kommt. Es gab Vorstellungen, dass jede Schule einzeln mit der bisherigen Trägerschaft auf den Weg gehen kann. Ich war von Anfang an überzeugt, dass dies nicht funktionieren würde. Wir haben dann einen mehrjährigen Prozess gestartet. Anfang 1994 war klar, dass es einen Zusammenschluss und eine neue Trägerschaft braucht.

Wie haben Sie die vier Schulen, die einander offenbar eher feindselig gesinnt waren, zur Diskussion an einen Tisch gebracht? Gab es Handlungsdruck? Ja, es gab Handlungsdruck. Dafür, dass diese Diskussion zum Laufen kam, habe ich kein Verdienst, da musste ich nicht viel tun – alle waren dazu bereit. Es war allen bewusst, dass grosse Veränderungen bevorstehen und viel auf dem Spiel steht. Es wussten auch alle, dass dies nicht im Alleingang zu bewältigen war, auch wenn anfänglich die Hoffnungen noch in eine andere Richtung gingen. Deshalb hat es keine Energie gekostet, die Leute an den Tisch zu bringen. Die Schulleitungen kamen mit ein bis zwei Mitgliedern. Es waren Mini-Schulen, mit weniger als 200 Studierenden alle zusammen. Also diese Bereitschaft war vorhanden. Aber klar: Am Anfang war es ein Abtasten und die Frage stand im Raum, wer welche Rolle spielt und in welcher Form so ein Zusammenschluss denkbar wäre. Im September 1994 hat man dann die Stiftung gegründet. Zuvor stellte sich noch die Frage, wer die Leitung übernehmen, wer Rektor werden würde. Ich war offensiv und habe gesagt: «Das interessiert mich.» Die anderen reagierten abwartend, zögernd oder wollten die Leitung nicht. Zu dieser Zeit war es ganz schwierig mit den Trägerschaften.

Gab es da politische Hintergründe? Das Schwesterninstitut Menzingen war über Jahrzehnte Trägerin der katholischen Tagesschule gewesen. Dann gab es in Luzern die linke politische Szene, die Christlich-Sozialen mit Müller-Marzohl, dem Bildungspolitiker, mit Josi Meier und einem Bundesrichter – alles Leute mit Rang und Namen. Anton Vonwyl war ein Politiker, der die Abendschule, die Akademie für Erwachsenenbildung

und die Jugendarbeitersausbildung gegründet hatte. Er hatte in den 1960er-Jahren also zwei der vier Schulen gegründet. Diese Trägerschaften hatten wenig miteinander zu tun gehabt und verhielten sich eher abwartend. Unsere grosse Chance war, dass die Vorstandsmitglieder alle um das Pensionsalter herum waren und gut loslassen konnten. Mit Hans Ambühl, damals Departementssekretär der Bildungsdirektion, habe ich die Stiftungsstatuten erstellt. Eine der Maximen war, niemanden aus der alten Trägerschaft in den Stiftungsrat zu nehmen. Da waren wir knallhart. Weil wir sagten, dass man dann Erbschaftsverwalter drin hat und die Stiftungsräte sich gegenseitig profilieren müssen. Mit dem designierten Stiftungsratspräsidenten hatten wir eine Retraite und als es um die Frage des Rektorats ging, habe ich meine Ambitionen angemeldet. Alle fanden einstimmig: «Mit dem können wir zusammenarbeiten.»

Dann gab es gar keine Ausschreibung der Stelle? Es gab keine Ausschreibung. Die Tagesschule hatte schon etwas Mühe damit, dass ausgerechnet der Rektor der Abendschule Gesamtrektor wird. Da sprach für mich, dass ich an der Tagesschule die Ausbildung gemacht habe. Man konnte nun sagen: «Wenigstens ist es einer von uns ...» Das ist aus heutiger Sicht völlig lächerlich.

Das ginge heute genau gleich ... Wahrscheinlich.

... und vermutlich noch mit härteren Bandagen, stelle ich mir vor. Die ganze Frage der Positionierung stellt sich doch heute noch viel stärker. Genau. Ich habe jetzt immer von vier Schulen gesprochen. Aber es ist uns nicht gelungen, die vierte – nämlich die Sozialpädagogen – mit ins Boot zu holen. Wir haben viel investiert, führten unzählige Gespräche, um die Trägerschaft zu gewinnen – vergeblich. Nach meiner Wahl zum Rektor war es dann meine Aufgabe, die Schulleitung zusammenzusetzen. Da gab es unterschiedliche Erwartungen. Und es gab Enttäuschungen. Die Entscheide sind nicht leichtgefallen. Ich habe die Schulleitung nach sachlichen Kriterien gewählt, die vielleicht psychologisch nicht in jedem Fall nachvollziehbar waren.

In meiner ganzen Zeit an der Schule war dies die schwierigste Phase. Ich habe viel investiert, habe mich in dieser Zeit auch

immer coachen lassen und habe sehr klar und relativ schnell entschieden. So konnten wir gut starten. Es war sensationell, aber es war anstrengend. Es herrschte eine unglaubliche Aufbruchsstimmung. Bis sich die neuen Teams gefunden hatten – das brauchte auch Zeit. Wir haben die Teams in den Studienrichtungen gemischt.

Wie hat man damals die Konkurrenz zu Bern und Zürich eingeschätzt? Ja, das war auch ein relativ wichtiges Thema. Wir haben ja auf schweizerischer Ebene in der SASSA miteinander zu tun gehabt. Im Hinblick auf die Fachhochschule mussten wir den erweiterten Leistungsauftrag aufbauen: neben Ausbildung also Weiterbildung, Dienstleistung und Forschung. In Luzern sind wir durchgestartet. Wir waren die schnellsten. Die Abteilung WDF unter der Leitung von Herbert Bürgisser hat die Pflöcke eingeschlagen. Wir haben uns profiliert und positioniert, insbesondere mit dem Schwerpunkt Recht und Soziale Arbeit. Ausserhalb kam schon etwas Neid auf. Man hat auf dieses Luzern geschaut. Auf Ebene SASSA habe ich dann früh gesagt: «Hört mal, wir können doch nicht die nächsten fünf Jahre <jeder gegen jeden> arbeiten und jede Schule macht alles. Das geht nicht. Wir haben die Ressourcen ja gar nicht. Beginnen wir doch damit, gewisse Absprachen zu treffen, wer welche Schwerpunkte bildet.» Dies war aussichtslos, weil sich jede Schule selbst profilieren und positionieren wollte und auch musste. Das ist verständlich. Mit Bern habe ich einen guten Draht gefunden. Wir haben angefangen, Projekte gemeinsam zu machen. Die Pro Senectute kam zu uns nach Luzern und wollte, dass wir einen Altersschwerpunkt aufbauen. Wir haben dies wieder intensiv diskutiert und waren natürlich auch geschmeichelt, dass die Anfragen von selbst kamen. Und dann habe ich Bern gesagt: «Macht ihr doch das Alter.» Bern hat es gepackt.

Gemeinsam mit Bern haben wir im Bereich des damaligen Vormundschaftsrechts, heutiges Kindes- und Erwachsenenschutzrecht, über Jahre hinweg das CAS Mandatsführung gemeinsam angeboten. Immer abwechslungsweise in Bern und Luzern, mit denselben Leuten und dem gleichen Konzept. Case Management war ein anderes Beispiel, ich weiss nicht mehr, ob es noch weitere gab. Aber das war eine starke Achse zwischen Bern und Luzern.

Ist Zürich auf diesen Zug aufgesprungen? Zürich war nicht dabei. Zürich hatte viele Probleme mit der Leitung, sie hatten eine Co-Leitung. Es gab interne Spannungen. Nach etwa zwei Jahren als Rektor der fusionierten Schule hat mich der Zürcher Stiftungsrat eingeladen, um zu hören, wie ich dies mache in Luzern. Wir waren anerkannt und respektiert. Es war auch ein wenig Neid dabei. Die Zürcher Mitarbeitenden haben gesagt: «Schau mal, was der Häfeli macht in Luzern. Und wir dümpeln hier vor uns hin.» Dies war ungefähr die Situation. Wir hatten sehr schnell eine sehr gute Position – im Sozialwesen allgemein, aber auch innerhalb der SASSA. Wir haben in Luzern weiter ausgebaut mit dem Resultat, dass wir Raumprobleme bekamen. Aber das haben wir dann auch noch gelöst im Jahr 2000.

Vom Zeitpunkt der Stiftungsgründung 1994 bis zur Fachhochschule waren die Schulen stark gefordert. In kürzester Zeit war nicht nur das Logo zu ändern – daran kann ich mich für Bern noch erinnern –, sondern das Curriculum war ganz neu zu entwickeln. Das war eine organisatorische Parforce-Leistung: zuerst zu einer höheren Fachschule, dann zur Fachhochschule. Über die höhere Fachschule haben wir ja schon in den 1970er-Jahren gesprochen, als die Fachhochschule noch nicht mal am Horizont erkennbar war. Es war unser Bestreben, die Schulen für Soziale Arbeit als ebenbürtige Schulen neben der HTL und HWV zu etablieren. Das war ein Prozess von mindestens fünfzehn Jahren. Aber als wir dann am Ziel waren, kam das Thema Fachhochschule auf. Und es war klar: Jetzt gibt es nochmals eine Hürde zu bewältigen. Erschwerend auf dem Platz Luzern war die Monopolstellung von Technik und Wirtschaft. Deren erklärtes Ziel war die Fachhochschule – aber allein, ohne uns anderen. Sie wollten weder die Sozialen noch die Musik und auch nicht Gestaltung und Kunst. Für Technik und Wirtschaft waren wir die Juniorpartner. Das war arrogant und überheblich. Aber dann ist uns die Politik zu Hilfe gekommen und die gesamtschweizerische Entwicklung hat einen Schub gegeben. Wir mussten uns nicht mehr stark durchsetzen. Dennoch blieb die Begeisterung aufseiten Wirtschaft und Technik im Rahmen.

Wie war die Soziale Arbeit in der Geschäftsleitung der Hochschule positioniert? Es ist mir gelungen, mich schnell und

gut zu positionieren. Ich hatte eine starke Position in dieser Geschäftsleitung. Das Technikum hat behauptet: «Wir sind ja schon eine Fachhochschule, wir müssen also nichts ändern.» Da war vieles unglaublich starr. Wir waren beweglich und hatten auch intern viel weniger Widerstände gegenüber Veränderungen. Und wir hatten Leute, die natürlich auch nicht nur einfach waren. Aber es waren Leute mit hohen kommunikativen Fähigkeiten, die auch reflektieren können. Mit solchen Leuten ist es möglich, auch «grosse Kisten» zu kutschieren und schwierige Dinge gut zu managen. Bei den Ingenieuren war das viel harziger.

Dann war auf dem Weg zur Fachhochschule gleichzeitig die Integration in die Gesamthochschule zu bewältigen? Ja, wir mussten eine neue Identität unter neuer Trägerschaft entwickeln und den Integrationsprozess verdauen. Aber in dieser Situation waren wir zum Glück nicht die Einzigen. Die Musikhochschule hat ja auch einen eigenen Träger gehabt. Aber für mich war schon zum Zeitpunkt der Stiftungsgründung völlig klar, dass dies eine Übergangslösung sein würde. Das Ziel war, eine öffentliche Trägerschaft von der ganzen Fachhochschule zu haben. Während dieser Anfangsphase, als wir noch eine eigene Trägerschaft hatten, war der Konkordatsrat das oberste Gremium. Für den Konkordatsrat war das natürlich auch ein «Hosenlupf». Die ersten Sitzungen, an denen ich teilnahm, verliefen zäh und kosteten viel Energie.

Gab es später noch Nachwehen zu dieser Fusion von 1995 und dann zur Integration in die Hochschule Luzern? Manchmal hört man von den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen, es sei nicht ganz einfach gewesen ... Natürlich, da gibt es noch Leute, die diesen ganzen Prozess durchgemacht haben, sie stehen heute alle kurz vor der Pensionierung.

Es wird teilweise den Freiheiten nachgetrauert, die man damals noch hatte. Und offenbar gab es auch noch mehr Geld. Das stimmt eben nicht. Geld hatten wir viel weniger. Die alten Schulen, das waren Bittsteller und Bettler gewesen, da war kein finanzieller Spielraum. Nur schon die Fusion dieser Schulen gab uns viel mehr Gewicht. Natürlich, heute ist die Gesamthochschul-Situation wieder eher schwierig, das ist

mir bewusst. In der Gründungszeit hatten wir es vermutlich leichter. Obwohl uns der Regierungsrat sicher ein halbes Dutzend Raumprojekte abgelehnt hat mit der immer gleichen Begründung: zu teuer. Nur, weil wir die Frechheit hatten, Fakten zu schaffen und Räume angemietet haben, sind wir heute da, wo wir sind. Das war die Chance der eigenen Trägerschaft.

Kommen wir zurück zur Position der Sozialen Arbeit in der Geschäftsleitung. In dieser ersten Geschäftsleitung sind wir schnell aufgefallen, weil wir dynamisch unterwegs waren. Wir haben vieles einfacher zustande gebracht als die anderen, die Etablierten. Wären wir bereits dreissig Jahre erfolgreich in der Zentralschweiz etabliert gewesen wie die HWV, wäre es uns wahrscheinlich gleich ergangen. Aber wir hatten einen anderen Start. Wir wussten: Wir müssen uns positionieren und Akzeptanz finden – und dafür müssen wir Gas geben. Die Hauptkritik an mir war, dass ich zu schnell sei. Tempo, Tempo, Tempo. Das war mir natürlich bewusst. Ich habe ja auch Ausbildungen und Weiterbildungen gemacht, in Führung und Organisation. Das richtige Tempo zu finden, ist wahrscheinlich etwas vom schwierigsten in Veränderungsprozessen. Man kann zu langsam sein und man kann zu schnell sein. Wenn ich zeitweise zu schnell war, ja, dann wurde mir das schon zurückgemeldet. Wir haben jährliche Retraiten durchgeführt und solche Themen reflektiert, auch mit externer Begleitung. Das ergab einmal dieses Bild: ein Ochsenkarren in schwerem Gelände, und ich als Ross, weit voraus. Die Schulleitungsmitglieder haben an den Rädern gedreht. Aber wir haben das gut überstanden. Es war eine fantastische Zeit. Ich war absolut begeistert von dem ganzen Prozess. Als gemachtes Nest hätte es mich nicht interessiert.

Wie hat sich Luzern im Fachdiskurs positioniert? Mit Blick auf die Fusion hatten wir schon viel Curriculum-Arbeit gemacht. Die Debatte lief folgendermassen: Wo liegen die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Studienrichtungen, also Sozialarbeit und Soziokulturelle Animation? Die Sozialpädagogik war ja noch nicht mit im Boot. Das Ergebnis war das gemeinsame Grundstudium. Die nächste Frage war, was in das sogenannte Hauptstudium gehört. Es gab zwei Ansätze: Die Zürcher wollten immer ein «Studium Generale», ohne Differenzierungen.

Diese Richtung wurde von einer Abteilung in Zürich vertreten, der BSA – berufsbegleitende sozialpädagogische Ausbildung. Wir in Luzern haben die andere Position vertreten, mit dem gemeinsamen Grundstudium und dann Aufbaustudien in den Studienrichtungen. Das haben wir auch so gemacht, ungeachtet der Zürcher. Selbstverständlich haben wir diskutiert und überlegt. Wir haben den Ansatz «Studium Generale» aber rasch verworfen, weil wir fanden, dass dies nicht leistbar sei. Der Preis aus unserer Sicht: Man bleibt auf einem zu allgemeinen und abstrakten Niveau. Wir müssen differenzierte Handlungskompetenzen generieren, denn die Absolventen und Absolventinnen gehen in unterschiedliche Berufsfelder. Man kann nicht für alle Felder kompetent sein – dies war die Grundphilosophie. So gab es mit dem Curriculum 1995 das gemeinsame Grundstudium und die zwei Hauptstudienrichtungen Soziokulturelle Animation und Sozialarbeit. Bei der Umsetzung dieses Konzepts hat sich Yvonne Siegrist als Konrektorin und Verantwortliche für die Diplomausbildung grosse Verdienste erworben.

Wie haben Sie den erweiterten Leistungsauftrag umgesetzt? Der zweite inhaltliche Prozess war der Aufbau von Weiterbildung, Dienstleistung, Forschung. Hier ist Herbert Bürgisser mit unglaublichem Elan und Geschick ans Werk gegangen. Ein Schwerpunkt, der noch heute besteht, ist Recht und Sozialarbeit. Dies hatte mit meiner Berufsbiografie zu tun sowie mit meinem Engagement auf schweizerischer Ebene in der ersten und bisher einzigen bundesrätlichen Arbeitsgruppe Kindesmisshandlung von 1988 bis 1993. Danach war ich in der KOKES im Arbeitsausschuss. Dort zeichnete sich der Bedarf nach einem Sekretariat ab, aber Geld wollte man nicht dafür ausgeben. Es ist ja noch heute so, dass das Präsidium der KOKES rotierend von einem Regierungsrat oder Oberrichter übernommen wird. Das Sekretariat ist jeweils mitgewandert ins jeweilige Departementssekretariat. Es wurde bald deutlich, dass dies nicht mehr geht. Ich holte das Sekretariat an die Schule und habe das neben meiner Funktion als Rektor quasi mit linker Hand gemacht. Alle waren zufrieden. Und heute ist die Geschäftsstelle immer noch an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, zum Glück nicht mehr beim Direktor, das ist ja nicht leistbar. Das hat dazu beigetragen, unse-

rer Schule ein Profil zu geben. Dann kamen Mandate in den Bereichen Organisationsentwicklung und Weiterbildung, das hat floriert.

Ein grosses Mandat der KOKES war die Behördenschulung. Während sieben Tagen haben wir künftige Behördenmitglieder geschult. Diese Weiterbildung haben wir gegen dreissig Mal in Luzern und an verschiedenen Orten in der Deutschschweiz durchgeführt und so mehr als 700 künftige Behördenmitglieder auf ihre neue Aufgabe vorbereitet. Da gab es einige Aha-Erlebnisse vonseiten der voll ausgebildeten Uni-Juristen. Einige waren zuerst etwas befremdet, sich an einer Schule für Soziale Arbeit etwas beibringen zu lassen. Die Rückmeldungen waren dann sehr positiv. Die anfänglich kritischen Stimmen sagten, sie seien beeindruckt gewesen. Wir haben das Feld schnell besetzt und das Weiterbildungsangebot im Kindes- und Erwachsenenschutz war über eine lange Zeit hinweg «Marke Luzern».

Ich möchte gerne noch zur Sozialen Arbeit als Beruf kommen. Wie steht es um die Akzeptanz als Profession: Hat sich da etwas gewandelt in der langen Zeit, die Sie überblicken können? 1990 habe ich einen Fachartikel geschrieben, in dem ich skizzierte, wie die künftige professionelle Vormundschaftsbehörde aussehen müsste – und so sieht sie heute aus. Das haben wir erreicht. Dass die Soziale Arbeit in dieser interdisziplinären Behörde von Anfang an unbestritten war als Disziplin – das ist für mich der Hauptindikator für die Akzeptanz als Profession. Das wäre in den 1970er-Jahren, als ich in der Ausbildung war, aber auch in den 1980er-Jahren nicht denkbar gewesen. Heute ist die Soziale Arbeit in den KESB praktisch überall fest verankert – obwohl das nicht im Gesetz steht –, was so von der Psychologie nicht gesagt werden kann. Es gibt eine Reihe von Orten, wo die Psychologen bereits wieder durch Sozialarbeitende oder durch Juristen ersetzt wurden. Hier besteht dann das Risiko, dass die Behörde zu stark juristisch ausgerichtet ist. Aber die Sozialarbeit ist nirgends infrage gestellt. Die allgemeine gesellschaftliche Akzeptanz der Sozialen Arbeit ist in den 40 bis 45 Jahren, die ich überblicken kann, gestiegen. Das hat auch mit anderen Entwicklungen zu tun – beispielsweise der Drogenproblematik, die wir bis in die 1990er-Jahre hatten, mit Brennpunkt in Zürich. Hier hat

sich die Soziale Arbeit neben der Medizin und der Psychologie stark positioniert. Sie wurde sichtbar und dies hat zur Akzeptanz beigetragen.

Welches ist die Position der Sozialen Arbeit im Bereich der Sozialhilfe? In der Sozialhilfe ist der Professionalisierungsgrad nach meiner Beurteilung nach wie vor tiefer als im Kindes- und Erwachsenenschutz. Zum Beispiel der Kanton Aargau: Die Hälfte der 213 Gemeinden hat dort keinen Sozialdienst oder ist keinem Sozialdienst angeschlossen, der professionell geführt wäre. Es ist der Gemeindeschreiber oder es sind Verwaltungsangestellte, welche die wirtschaftliche Hilfe ausrichten. Aber wo bleibt die persönliche Hilfe als vorgelagerte Dienstleistung? Alle Probleme in den Kindes- und Erwachsenenschutz zu delegieren, kann nicht die Lösung sein. Der Kindes- und Erwachsenenschutz ist die Ultima Ratio und das letzte Glied in der Versorgungskette. Wenn die Sozialhilfe ihren Auftrag wahrnimmt und neben der wirtschaftlichen Hilfe auch persönliche Hilfe leistet, dann gibt es auch weniger Fälle im Kindes- und Erwachsenenschutz. Alle 26 kantonalen Sozialhilfegesetze sehen persönliche Hilfe und wirtschaftliche Hilfe vor.

Wenn heute extrem teure Fälle medial ausgeschlachtet werden, ist dies meiner Meinung nach nicht gegen die Soziale Arbeit als Profession gerichtet.

Mein Eindruck ist ein anderer. Unter dem Begriff «Sozialindustrie» ist die Profession mitgemeint. Im Sinn von: Das braucht es gar nicht, es ist übertrieben gross, und immer, wenn man Professionelle hat, kostet es noch mehr ... Ja, und die suchen Arbeit ... Man hört auch von Wirtschaftstheoretikern, von den neoliberalen Verfechtern, die Soziale Arbeit sei eine Profession, die nicht produktiv sei und nur Geld koste – und Geld ausbehalte, das andere erst verdienen müssen.

Natürlich gibt es die Kritik, das ist schon so. Und was die «Sozialindustrie» betrifft: Im weitesten Sinn gehört die Soziale Arbeit auch dazu. Hier habe ich grosse Fragezeichen. In der Deutschschweiz sind in den letzten fünfzehn Jahren ca. sechzig bis siebzig Organisationen entstanden, die stationäre Angebote teilweise selber führen oder vermitteln beziehungsweise sozialpädagogische Familienbegleitung an-

bieten, anstelle der noch teureren Heimplatzierungen. Hier gibt es eine Veränderung, die ich durchaus kritisch beobachtete. Die Sozialarbeitenden, welche dies früher aus einer Hand gemacht haben – Familienplatzierungen und Platzierungen in stationären Einrichtungen – haben heute einen Anreiz, diese Prozesse an externe Player zu delegieren. Ein Negativbeispiel war der Spanienfall in Zürich. Wenn die Soziale Arbeit ihre professionelle Tätigkeit auslagert, macht sie sich selber zu einer Verwaltungsinstanz, die nur noch dem Geld hinterher springt. Diese Entwicklung verfolge ich mit kritischem Blick.

Was wünschen Sie der Hochschule für die Zukunft? Dass sie weiterhin aufmerksam die gesellschaftlichen Veränderungen verfolgt und die Auswirkungen auf die Profession Soziale Arbeit reflektiert sowie proaktiv die Ausbildungsangebote aktualisiert. Im Zentrum muss weiterhin die Vermittlung von professioneller Handlungskompetenz stehen.



Prof. em. Christoph Häfeli, geb. 1943, ist Jurist, Sozialarbeiter und Supervisor. Er war Leiter einer Jugend- und Familienberatungsstelle, Dozent an diversen Fachhochschulen, Zentralsekretär der Konferenz der kantonalen Vormundschaftsbehörden, Mitglied verschiedener Expertenkommissionen des Bundes sowie Autor zahlreicher Publikationen. 1991 bis 2003 war er Rektor der Hochschule Soziale Arbeit (HSA, respektive einer ihrer Vorgängerschulen, ASL). Von 2003 bis zu seiner regulären Pensionierung 2008 war er Dozent und Projektleiter im Institut Weiterbildung, Dienstleistungen und Forschung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Seither ist er als freiberuflicher Rechtskonsultent, Supervisor und Referent tätig.